

AGENDA

23. November, Hannover
Liberalismus und Zivilcourage. 175 Jahre Göttinger Sieben. Mit Wolfgang Heuer, Norbert O. Eke u. a. *Archiv des Liberalismus*, Tel. (02261) 300 21 70.

26. - 27. November, Berlin
Erinnerungskultur in der Migrationsgesellschaft. Umgang mit Vielfalt in der Migrationsgesellschaft. Mit Lena Inowlocki, Astrid Messerschmidt u. a. *Stiftung Erinnerung, Verantwortung, Zukunft*, Tel. (030) 25 92 97 84.

26. - 28. November, Potsdam
William James und die Religionsphilosophie. Drei Vorträge von Hans Joas. *William James Center*, Tel. (0331) 977 1325.

27. November, Greifswald
Globale Umweltpolitik – post Rio 20+. Vortrag von Udo E. Simonis. *Alfried Krupp Wissenschaftskolleg*, Tel. (03834) 86 19001.

29. November, Potsdam
Presidentialism and Emergency Government since 9/11. From Bush to Obama. Vortrag von William E. Scheuermann. *Einstein Forum*, Tel. (0331) 271 78-0.

29. November, Frankfurt a. M.
Control. Selbstbestimmung in einer überwachten Welt? Mit Josef Foschepoth, Thorsten Holz u. a. *Museum für Kommunikation*, Tel. (069) 60 60 0.

29. November - 1. Dezember, Weimar
„Sollbruchstelle“: Medien und Geschichten kontrollierter Ver/un/sicherungen. Mit Jörg Pothast, Sarah Sander u. a. *Bauhaus-Universität*, Tel. (03643) 58 39 10.

29. November - 1. Dezember, Wien
„Als der Holocaust noch keinen Namen hatte . . .“ Zur frühen Aufarbeitung des NS-Massermordes an Jüdinnen und Juden. Mit Hasia Diner, Heide-marie Uhl u. a. *Wiener Wiesenthal Institut*, Tel. (0043) 1 890 15 14.

29. November - 1. Dezember, Berlin
Childhood, Youth, and Emotions in Modern History. Mit Ute Frevert, Susan Miller u. a. *Max-Planck-Institut für Bildungsforschung*, Tel. (030) 82 406-0.

29. November - 1. Dezember, Wien
Wissenschaftsphilosophie im Neukantianismus. Mit Massimo Ferrari u. a. *Universität*, Tel. (0043) 1 4277 464 96.

Georg-Dehio-Preis geht an Peter Demetz

Der Georg-Dehio-Buchpreis 2012 des Deutschen Kulturfonds östliches Europa geht an den Literaturwissenschaftler und Schriftsteller Peter Demetz, der für sein Gesamtwerk geehrt wird. Den Ehrenpreis erhalten die Schriftstellerin Radka Denecková und die Übersetzerin Eva Profousová für das Buch „Ein herrlicher Flecken Erde“. Die Auszeichnungen werden am 29. November in Berlin verliehen. Der Hauptpreis ist mit 7000, der Ehrenpreis mit 3000 Euro dotiert. EPD

KURZKRITIK

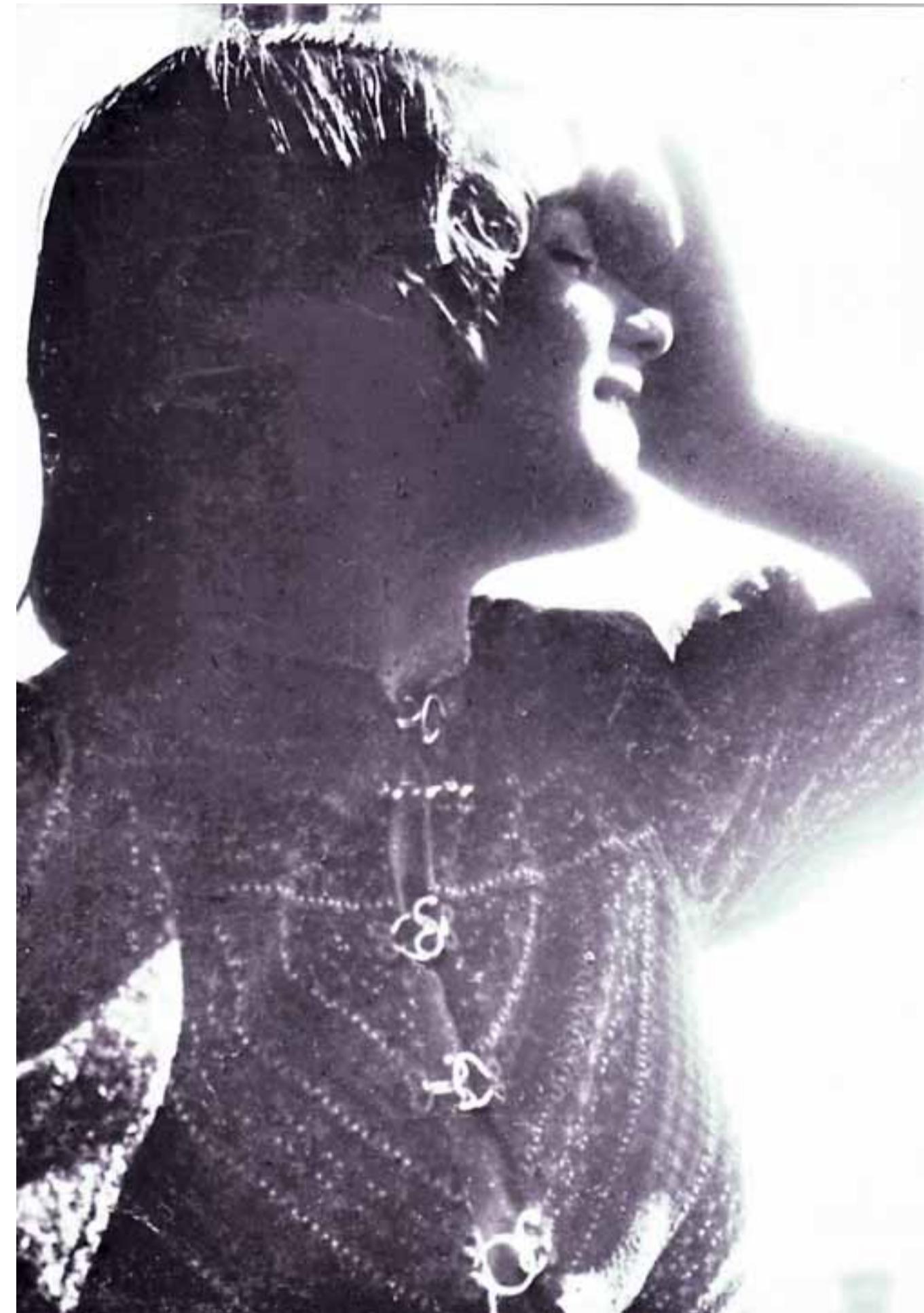
Spiegelkabinett

Olivia Kleinknecht über das Gedächtnis der Dinge

Nicht erst der Manufactum-Katalog brachte sie uns zurück, die guten Dinge. Schon seit Fernand Braudel ist die Vorstellung einer „materiellen Kultur“ diskursfähig. Die physischen Dinge und die Objektwelt war von einer präpotenten Ideen- und Geistesgeschichte lange nur stiefmütterlich behandelt worden – vielleicht aus der nicht unbegründeten Angst heraus, die tückischen Dinge wüssten subversiv den heiligen platonischen Ideen ein Schnippchen zu schlagen. Totzügen waren sie ohnehin nie, in der Literatur und Kunst, in Film und Fotografie, in der Waren- und Seelenwelt, unsere geliebten Fetische alle.

Man musste es den Dingen nicht erst sagen, dass sie über ein Gedächtnis verfügen, welches sie durch unzertrennliche Fäden mit den Menschen verbindet – sie wussten es selbst und ließen uns ihre Macht spüren. Um sich mit ihnen kuzuschließen, dazu braucht man sich nur in sie zu versenken. Und was es mit dem sechsten, gar mit dem „siebten“ Sinn auf sich hat, darüber klärt uns längst die moderne Hirnforschung auf. Zuletzt hat sie mit der Entdeckung der Spiegelneuronen den Schlüssel gefunden zur Erklärung von Empathie, Telepathie und anderen Mysterien, die sich zwischen den Menschen und zwischen Menschen und Dingen abspielen. Tischerücken und Poltergeister befragt muss also gar nicht mehr sein. Mit ihrem Versuch, das Gedächtnis der Dinge und die Dingen darüber innewohnende Macht beinahe enzyklopädisch zu erfassen, hat sich die Autorin Olivia Kleinknecht viel vorgenommen. Zur Erklärung allerhand seltsamer Phänomene rekurriert sie vorzugsweise auf die Erkenntnisse der modernen Quantenphysik und betreibt Fechtübungen in den Spiegelkabinetten der Raum- und Zeitlosigkeit.

VOLKER BREIDECKER



Heilige? Politische Aktivistin? Idealistin? Sophie Scholls Rolle wurde vielfältig gedeutet. Dieses Porträt stammt vom Beginn der Vierzigerjahre, es ist in Christine Hikels brillanter Studie abgelichtet.

FOTO: INSTITUT FÜR ZEITGESCHICHTE, MÜNCHEN, BILDARCHIV

Die Rosenhüterin

Inge Scholl hatte nur eine Rolle: Schwester von Widerstandskämpfern. Nun schreibt eine Historikerin über sie – nur über sie

VON RUDOLF NEUMAIER

Geschichten sind nur so lange exklusiv, bis sie einmal erzählt sind. Und Heldengeschichten sind auf dem Markt, sobald sie sich ereignet haben. Also musste die arme Inge zusehen, wie ihr ein Exil-Schriftsteller gleich nach dem Krieg die Story klaute. Ihre, ihre, ihre Story. Die Geschichte ihrer Geschwister Hans und Sophie Scholl. Die Geschichte, die später Kinos füllte, zuletzt vor sieben Jahren, in dieser wohlfühlrebellischen Wirsind-Helden-Zeit, in die sich das Heldendrama „Sophie Scholl“ mit der Protoheroin Julia Jentsch so fein fügte. Das war einmal Ingess Geschichte, jedenfalls: fühlte sich die Schwester von Sophie und Hans Scholl dieser Geschichte verpflichtet – weil sie sie am besten kenne. Doch auf Geschichte gibt es keine Exklusivrechte.

Inge Scholl, Jahrgang 1917, war ihr Leben lang die Schwester. Sie arrangierte sich bestens mit dieser Rolle. Sie war mit ihnen in Ulm aufgewachsen, sie hatte sie in München besucht, wo sie studierten, mit Flugblättern gegen Hitler kämpften und deswegen enthauptet wurden. Und dann war sie Nachlass-Sammlerin, Erinnerungsverwalterin und vor allem: Herrin über die Interpretation. Wie vielen Zeitzetteln des Dritten Reiches fiel es ihr schwer,

jüngeren Generationen eigene Sichtweisen auf und Erkenntnisse über die NS-Geschichte zuzugestehen. Wer kennt nicht die Gegenwehrfrage „Wie wollt ihr das beurteilen, ihr habt es ja nicht erlebt“? So plump drückte sich Inge Scholl nicht aus, sie war gescheit und hatte in ihrem Ehemann, dem Grafiker Otl Aicher, einen versierten Begleiter auf dem öffentlichen Parkett. Historiker aber schätzten sie gering: Im Jahr 1984 schrieb sie in ihr Tagebuch,

Sie verachtete Historiker: Da kommt nur „Stuß“ heraus

Geschichtsschreibung halte sie für ein „Zusammenschustern“ von Gestapo-Protokollen und Aussagen von Zeitzeugen – heraus komme nur „Stuß“. Und sie verachtete „Geschichtsschreibung, die wie eine fröhliche Straßenwalze unwegsamer Trampelpfad, Spuren, die als Spuren belassen bleiben sollten, fröhlich plattfährt, sodass jedermann auf dieser Straße losmarschiere kann.“

Das Verdikt hat die Historikerin Christine Hikel offensichtlich zu einer sensiblen und dennoch bestechend nüchternen Studie angestoppt. Sie machte Inge Scholl zum Gegenstand ihrer Arbeit. Hikels brillante Bielefelder Dissertation, die das Institut für Zeitgeschichte in der Reihe „Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte“ nun herausgibt, stellt wesentlich mehr da als eine historische Biografie: Das Buch macht den bundesrepublikanischen Zeitgeist zwischen 1945 und den Achttzigern transparent, der sich in der kollektiven Erinnerung an die Weiße Rose spiegelte. Von Anfang an beanspruchte Inge Scholl die Prärogative für sich. Die Angehörigen der anderen Weiße-Rose-Mitglieder konnten sich schon deswegen kaum behaupten, weil Hans und Sophie Scholl schon von den Nazis zu Hauptakteuren der Widerstandsaktionen erklärt worden waren.

Also lief die Erinnerung bei Inge Scholl zusammen – und ging von ihr aus. Noch während des Krieges und in den ersten Monaten danach betrachtete sie ihre ermordeten Geschwister als Heilige, ihren Mut fürchte sie auf den Glauben zurück. Inge Scholl war zu dieser Zeit sehr religiös. Mit christlichen Motiven konnte die deutsche Nachkriegsgesellschaft nicht viel anfangen. Sie brauchte eine andere Erklärung für das, was sie gerade erlebt und vor allem mitgemacht, mitverantwortet hatte. Die Deut-

schen sahen sich als Opfer eines Regimes, und die Weiße Rose zeigte, dass Widerstand eine moralische Mission war, die zwangsläufig mit dem Tod endete. „Widerstand war kein Vorwurf an diejenigen, die geschwiegert hatten“, schreibt Hikel, „sondern eine Bestätigung dieser Verhaltensweise als der klügeren.“ Inge Scholl rückte ins Zentrum der Erinnerungspolitik.

Allen der Exil-Schriftsteller Alfred Neumann, der die Weiße-Rose-Story in seinem Roman „Es waren ihrer sechs“ verbriet, dünpierte sie. Der Roman erschien in Deutschland 1947, und Inge Scholls Kampagne gegen Neumanns Buch scheiterte. Es dauerte bis 1952 – bis sie es mit ihrem eigenen Werk „Die Weiße Rose“ aus den Reihen der Buchhändler verdrängte.

Fortan wurde der Widerstand gegen die Nazis als eine bürgerliche Angelegenheit gedeutet, im Wettbewerb der BRD gegen die DDR war die Weiße Rose ein kultureller Trumpf. Hikel hat in ihrer akribisch recherchierten Arbeit Schulaufsätze aus den



Christine Hikel: Sophie's Sister. Inge Scholl and the White Rose. Oldenbourg Verlag, München 2012. 278 Seiten, 29,80 Euro.

Fünfzigern gefunden, die belegen, wie Inge Scholls Buch die Volkserinnerung prägen. In den Sechziger entglitt ihr das Gedankenmonopol. Sie dosierte, was sie an Material aus ihrem Archiv preisgab. Doch die Geschichtsdeuter holten sich andere Quellen. Eine gewisse Ulrike Meinhof stufte die Weiße Rose von der Widerstands- zur Protestgruppe herab, den 68ern galten die Geschwister Scholl als unpolitische, lediglich idealistische Schwärmer.

Lange redete keiner mehr über sie, bis Michael Verhoeven 1982 den ersten großen Film drehte. Inge Scholl hatte Einwände, ließ ihn aber gewähren. Das Heldenepos mit Julian Sands erlebte sie nicht mehr. Als sie im 1998 starb, war das erste Attribut, das in den Überschriften der Nachrufe stand: die große Schwester von Hans und Sophie.



Monopol auf Erinnerung: Inge Aicher-Scholl im Jahr 1987.

FOTO: DPA

Das grinsende Krokodil

Clemens J. Setz mischt das Münchner Literaturfest auf

Der junge österreichische Schriftsteller Clemens J. Setz stellt sich in München vor: Er sei ein Hochstapler der Literatur, der nur darauf wartet, überführt zu werden, und er komme aus Graz, das dort liegt, wo der Krokodilkopf Österreich sein Lachgrübchen habe – „wo es also zu grinsen aufhört“. Im Übrigen reise er ungern und sei eigentlich immer nur allein in seinem Zimmer. Aber manchmal verlässt er das Zimmer eben schon, und dann möchte man mit diesem hochkotkenn Clemens J. Setz eigentlich nicht zusammen auf einem Podium sitzen. Nicht nur, weil er in seinem Zimmer mehr herausgefunden hat als mancher Weltreisende, sondern auch, weil er mit schrägem Humor und funkelder Intelligenz alle anderen in die Tasche steckt, in die Krokotasche sozusagen.

Am Ende der Auftaktveranstaltung der vierteiligen Diskussionsreihe „Klartext“ beim Münchner Literaturfest hatte er die gescheite und nicht unwitzige Schriftstellerkollegin Felicitas Hoppe aus dem Feld geschlagen und musste gleich zwei verzagte Professorinnen der LMU wieder aufrichten. Als Reaktion auf Setz' Aufführungen hatten sie sich selbst und ihre Wissenschaften als langweilig abqualifiziert.

Bei so viel Intelligenz und Witz wurden die anderen kleinlaut

Also kann man nicht umhin, statt eines Berichts über die Debatte zum wolkigen Thema „Abenteuer, Alltag, Jenseits“ eine kleine Hommage an Clemens J. Setz zu schreiben. Als der Religionswissenschaftler Horst Junginger die Begriffe Transzendenz und „postmortale Existenz“ auseinander fiesepte, konterte Setz gleich mal mit Bibi Blocksberg. Im Wikipedia-Eintrag zur Kinderhörspielserie bleibe einem das Herz stehen, wenn man erfahre, dass Bibis Bruder an die Nordsee reist und nie wieder auftaucht. Man müsse das als Totengedicht lesen – „Nicht gedacht soll sterben werden“, heißt es bei Heinrich Heine. Er habe jedoch die Story von der Nordsee als Totenreich nie recht geglaubt – „bei dem Verschwinden spielte sicher irgendwie Keller eine Rolle“. Im Übrigen gebe es in Indien 19 000 lebende Tote, allesamt Mitglieder eines Vereins für Menschen, die fälschlich tot erklärt wurden – ein beliebter Trick von Erbschleichern. Es sei aber in der bestecli-

chen Bürokratie Indiens gar nicht so einfach, Amtstote wieder zum Leben zu erwecken. „Es gibt ganze Dörfer, in denen mehr Tote leben als Lebende.“

Damit war die Runde schon einigermaßen überfordert, und der moderierende Germanist Oliver Jahraus hatte Mühe, das Gespräch wieder ins Gleis zu bringen. Plötzlich aber platzte Junginger damit heraus, Wissenschaft sei öde, weil phantasie-los, und auch Jahraus gab zu, er interessiere sich nicht für seinen Berufs-Alltag. Setz war geschockt, auch Forscher seien doch Erfinder. Als studierter Mathematiker könne er berichten, dass sein eigenes Fach ein wahres Bestiarum sei und ständig Monster hervorbringe wie etwa das Riemann-Integral. Und was seien die Mandelbrod-Frakale oder die Benzolringe, die dem Chemiker August Kekulé erstmals im Traum erschienen, denn anderes als poetische Begriffe. Die Sprache sei, mit einem Terminus des Biologen Sheldrake, ein „morphisches Feld“, in das alles Neue eingehe und sofort geteilt werde. Er selbst habe sich einmal den ausgefallenen Buchtitel „Die wahren Abenteuer des Halleyschen Kometen“ ausgedacht, um festzustellen, es gab diesen Titel schon auf Englisch, die Welt sei also erfunderischer als angenommen.

Für einen katholisch getauften Schriftsteller, so Setz, beginne das Geschichtenerfinden mit der ersten Beichte, der Beichtnot des Kindes, das ja noch garnicht gesündigt habe. Also habe ich damals eine Sünde erfunden und behauptet, jemanden mit einer Blume geschlagen zu haben. Einerseits sei das völlig absurd, andererseits könnte man argumentieren, dass es besonders demütigend sei, einen Menschen für schwach zu halten, dass man ihn mit einer Blume schlage. Weil er mit dieser Geschichte durchkam, habe er erstmal den Rückenwind des Erzählens gespürt.

Und die Runde spürte ihn auch. Denn bei so viel Entgrenzung fühlte sich Junginger dann doch besser aufgehoben in seinem überschaubaren Fach. Und auch Jahraus fasste wieder Vertrauen zu seiner Disziplin. Als er sagte, als Germanist sei er für die Kanonbildung zuständig, erschrak der Religionswissenschaftler: Dann sei der Kollege ja Herr über Leben und Tod. Und Clemens J. Setz grinste zufrieden wie ein Nil-Krokodil, das gerade zwei Missionare verschlungen hat. CHRISTOPHER SCHMIDT

Der Ton macht die Musik

Ein Notenschlüsselroman von Gabriel Josipovici

Menschen, die unentwegt reden, gehen einem in der Regel bald auf die Nerven. Dieser eine aber wächst uns, je redseliger er wird, umso inniger an. Herz. Massimo war Kammerdiener bei einem reichen, berühmten Herrn, und nun ist er in einen herrlichen Redefluss geraten, der wild rauschend Zeiten, Orte und Themen verbindet. Von Zwischenfragen weniger unterbrochen als befeuert, erzählt Massimo von den Jahren, die er in Diensten des aristokratischen Mannes stand, und von dessen immer merkwürdigen, oft komischen, manchmal schockierenden Ansichten.

„Mr. Pavone“ war ein sizilianischer Adeliger von hohem, schlankem Wuchs, ausgestattet mit einer Adlernase und einer appetitlichen Sammlung von Spleen, zu denen gehörte, dass er Krawatten sammelte, Hunderte, Tausende, und seine Anzüge zum Reinigen nach London schickte, weil man einzig dort davon wirklich etwas versteht. Natürlich war Mr. Pavone ein Genie und gab sein Leben dafür, seine genialen Anlagen zu entfalten.

Er hatte nur zwei Leidenschaften, die Frauen und die Musik. Erstere besaßen das Talent, ihn reicher zu machen, selbst wenn er mit ihnen unglücklich wurde; die andere, gewissermaßen jenseits von Glück und Unglück, war für ihn nicht nur das irdische Leben, sondern auch die Ewigkeit. Jetzten Tag brachte er damit zu, nach dem „Herz des Klangs“ zu suchen, einer seiner für Klavier, besteht aus 666 Tönen, freilich nur aus der immer gleichen Note „Wird eine Note sechshundertsechsdreigigmal gespielt, ist sie verwandelt. Die Welt ist, um verwandelt zu werden. Der Mensch ist, um verwandelt zu werden.“

Massimo erzählt einem unbekannten Zuhörer, in dem wir den Verfasser des Buches vermuten dürfen, von Mr. Pavone, als treuer Chronist, aber doch auf seine eigene Weise. Wie in einer Komposition sind folglich stets zwei Stimmen zu hören, die des längst verstorbenen Pavone und jene von Massimo, der die ab- und ausschweifenden Reden, mit denen ihn der Komponist einst trikierte, wiederzugeben versucht. Mancher Witz schlägt aus der Tatsache, dass Massimo nicht alles, was ihm der Befangene Pavone erzählte, auch richtig verstanden hat, wenn er sich an die Leute erinnert, die seinen Meister besuchten, dann ahnen wir, dass es sich etwa bei dem rätselhaften Monsieur Bulice wohl um den französischen Komponisten Paul Boulez gehandelt haben muss.

Der 1940 geborene englische Autor Gabriel Josipovici hat eine so amüsante wie fiktive Erzählung geschrieben. Man braucht über keine exquisiten Kenntnisse der zeitgenössischen Musique zu verfügen, um sich mit dieser Tirade bestens zu unterhalten. Immerhin hat Mr. Pavone seinem Massimo von allem erzählt, was ihm durch seinen gebildeten, freilich auch etwas verbildeten Kopf ging, egal ob es sich um seine Frau handelte – „sie war schön, aber eine Schlampe“ – oder um die Politik: „In Ita-

lien sehnt man jedenfalls immer noch einen starken Mann herbei, einen Mann mit Entschlusskraft. Wir sind noch nicht zu Ende damit. Reise ich nach Ungarn und Rumänien, höre ich die Leute sagen, wie abschrecklich die Zigeuner sind. Reise ich nach Belgrad, höre ich vom Gestank, den die Türken und Bosnier hinterlassen haben. Reise ich nach Polen, höre ich von der Heimücke der Juden. Es nimmt kein Ende, Massimo. Kein Ende. Der beste Ort ist immer noch das Arbeitszimmer . . .“

Auf einer zweiten Ebene entfaltet der Text einen zusätzlichen Reiz für diejenigen, die in dem elitären, doch warmherzigen Mr. Pavone die intellektuellen und künstlerischen Umriss Giacinto Scelsis zu erkennen vermögen, jenes 1988 gestorbenen Komponisten, der seinen eigenen, unverwechselbaren Weg durch die Moderne genommen, den „sphärischen Klang“ angestrebt und zumal für das Klavier singuläre Werke verfasst hat. Zu den Künstlern, die in den letzten Jahren Giacinto Scelsis Klavierwerk bekannt zu machen versuchten, zählt Markus Hinterhäuser, der Pianist wie Intendant – zeitweise auch bei den Salzburger Festspielen – gleichermaßen entdeckungsfreudig ist. Hinterhäuser war es auch, der auf diese englische Préciosité über einen italienischen Komponisten gestoßen ist und sie jetzt in ein geradezu luftiges Deutsch übersetzt hat.

„Die Welt ist da, um verwandelt zu werden“, sagt Mr. Pavone